

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 54 (1946)

Heft: 15

Artikel: Mit 13 Lastwagen durch Deutschland

Autor: Barth, Robert

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-556731>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Amerikaner-Blut für die Schweiz

Die USA-Militärbehörden in Frankreich haben aus den Beständen der Armee dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz zuhanden der schweizerischen Krankenanstalten eine grosse Menge von *menschlichem Trockenblut-Plasma* unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Die Sendung wurde vorerst dem Eidg. Gesundheitsamt gemeldet, welches das als Blutspende-Zentrum der Armee dienende schweizerische Rote Kreuz bat, für die Aufbewahrung, Verwaltung und Abgabe des Plasmas besorgt zu sein.

Wie einer Mitteilung des Rotkreuz-Chefarztes zu entnehmen ist, wurden im ganzen 13'413 Trockenplasma-Flaschen geliefert. Jede Flasche ist in einer Blechbüchse luftdicht abgeschlossen; in gleicher Beilage, dazu das zur Auflösung und zur Transfusion des Plasmas

Verpackung ist eine zweite Flasche mit sterilem, destilliertem Wasser notwendige Instrumentarium, steril in Cellophan-Hüllen verpackt.

Das Trockenplasma kann bei allen Blutgruppen verwendet werden; dementsprechend ist die Bezeichnung der Blutgruppen weggelassen. Bei der Herstellung des Plasma wird das Blut mehrerer Spender, in der Regel von sechs bis acht vermischt. In der Schweiz hat man noch keine Erfahrung über die Anwendung derartiger Präparate. Deshalb ist die Aerzteschaft aufgefordert worden, die Fälle, in denen das amerikanische Plasma zur Anwendung kommt, genau zu beobachten. Das Plasma wird den Spitälern und Kliniken *unentgeltlich* abgegeben, d. h. es wird nur zur Deckung der geringen administrativen Spesen eine kleine Entschädigung verlangt. Das gleiche soll selbstverständlich auch für die Weitergabe an den Patienten gelten. Amerika verdient durch die grosszügige Spende unsern Dank!

Mit 13 Lastwagen durch Deutschland

(Aus dem „Schweizerspiegel“)

Eindrücke eines Rotkreuz-Kolonnenführers

Von ROBERT BARTH, stud. jur.

(Schluss)

«Haben's Zigaretten, kriegen's Speck dafür!»

München. Am schwarzen Markt. Da habe ich die Welt von einer neuen Seite kennen gelernt. Die Hände in den Hosentaschen, alle andern Kleideröffnungen eng zugeknöpft, so drückte man sich durch das Gemenge. Auf einem Areal, so gross wie die Hauptinsel am Bellevueplatz, da wird geschoben, gehandelt, gemogelt.

Plötzlich fragt mich einer: «Mensch, was gelten die Zigaretten heute?»

40 Mark das Paket war der Kurs an jenem Tag. Anfänglich begnügte ich mich mit Zuschauen, dann aber reizte es mich, einmal aktiv mitzumachen. Versteckt bot ich eine Armbanduhr an. Ich glaube, ich erhielt Herrenhemden dafür. Diese tauschte ich wieder gegen andere Waren ein. Was man da alles haben konnte! Offenbar war ich nicht tüchtig, denn nach ungefähr einer Stunde besass ich nur noch zwei Pakete Zigaretten, für die mir ein älterer Mann den Eintritt in ein übles Institut anbot.

An diesem Punkte angelangt, konnte ich erstmals die sarkastische Stimmung mitempfunden, wie sie in einigen Gedichten, vor allem aber im Roman «Fabian» von Erich Kästner so treffend geschildert wird. Ein Ton, der mir bis dahin kaum verständlich war.

Es gab auch eine versteckte Art, Tauschgeschäfte zu tätigen.

Stehe ich da mit meinem Wagen in Landshut und halte nach meiner Kolonne Ausschau. Ein Mann tritt mit energischen Schritten zu mir und sagt: «Haben's Zigaretten, kriegen's Speck dafür.» Ohne viel zu denken, greife ich in die Tasche und gebe ihm zwei Pakete. Darauf wirft er etwas in meinen Wagen, und schon ist er weg. Hatte nicht einmal Zeit, ihn mir recht anzuschauen, den Mann, mit dem ich das bisher schnellste Geschäft meines Lebens abgeschlossen hatte. Der Speck war sogar gut.

Die schönste Aufgabe, bei der ich mithelfen durfte, war die Heimschaffung schweizerischer Rückwanderer aus dem Auffanglager bei Fallersleben. Die Kolonnen fahren nicht allein unter dem Zeichen des IKRK, sondern unterstanden auch dem Eidg. Politischen Departement. Es wurde eine Einheit, bestehend aus 35 Motorfahrzeugen und zirka 48 Fahrern, gebildet. Für einen solchen Verband Unterkunft zu finden, war oft nicht leicht. So schien es z. B. in Rutesheim völlig unmöglich, alle unsere Leute unterzubringen. Daraufhin marschierte ich schnurstracks aufs Bürgermeisteramt, stellte mich dem Herrn Bürgermeister vor und erläuterte ihm mein Anliegen. Das Gemeindehaupt war ein praktischer Mann. Er liess durch eine Lautsprecheranlage im Dorfe verkünden, dass, wer bereit sei, diese Nacht einem Chauffeur Unterkunft zu gewähren, sich um halb sieben vor dem Bürgermeisteramt einfinden solle. Den Einwohnern schien dieser Besuch Freude zu machen. Viele Hausbesitzer meldeten sich zur bestimmten Stunde auf dem Hauptplatz. Ein herzlicher Ton kam allerdings erst auf, als man den Leuten erklärt hatte, dass die Chauffeure Schweizer seien, obwohl sie Französisch sprachen.

Das Nachtessen nahmen wir gemeinsam im Dorfgastrhaus ein. Den Herrn Bürgermeister zur Rechten, den Herrn Lehrer zur Linken, gewann ich recht bald einen Einblick in die jüngste Geschichte der

Gemeinde. Eine sich aus der Selbsthilfe ergebende Neuorganisation und Verselbständigung der Gemeinde, Abkommen mit den Nachbargemeinden, das waren Zeugnisse einer Reorganisation in demokratisch-föderalistischem Sinne, die sich hier ohne grosse Worte vollzog.

Ein anderes Mal erhielt ich bei der Witwe eines Kunstmalers Unterkunft. Ihr Sohn teilte mit ihr die Wohnung. Er lief in Turnschuhen umher. Als ich erfuhr, dass sie seine einzige Fussbekleidung waren, schenkte ich ihm ein Paar Schuhe. Daraufhin gab er mir ein kleines Etui mit einem Reise-Essbesteck. Ich bat ihn, es angesichts seiner Lage zu behalten, doch er drängte mich, es anzunehmen. Plötzlich — endlich — merkte ich es, er wollte sich nichts schenken lassen. Er wollte kein armer Mann sein. Er wollte die Schuhe bezahlen.

Auch Hilfe kann beleidigen. Der Vorfall bedrückte mich. Hatte ich wirklich im ereignisreichen Alltag jedes Gefühl für heikle Situationen verloren?

Der Empfang im Auffanglager Fallersleben war stürmisch. Als die erste Kolonne ankam, waren die Insassen schon sehr ungeduldig. Bereits wochenlang hatten sie auf den Abtransport gewartet. In dieser Stimmung war die Gefahr von Disziplinosigkeiten während des Auf- und auf der Heimreise doppelt gross. Die Erfahrung beim ersten Transport veranlasste mich denn auch, bei den zwei weiteren die Heimzuschaffenden in rekrutenschulhaften Übungen auf die kommende Reise vorzubereiten. Besonders musste das Auf- und Ab-sitzen auf die Ladebrücke geübt werden, um auf der Reise Zeitverluste zu vermeiden.

Am Vortag der Abfahrt mussten alle zu einer Besprechung an-traben, die manchmal einer Befehlsausgabe ähnlich sah. Es genügte nämlich nicht, allein über reisetechische Belange zu orientieren, man musste auch vorbereitende Massnahmen treffen, um das Mitlaufenlassen fremder Gegenstände zu vermeiden. Um mich meinen Lands-leuten gegenüber schonend auszudrücken, formulierte ich meinen Ukas so: «Wer etwas nimmt, ohne dafür zu bezahlen, der steigt aus und geht den Rest des Weges zu Fuss.»

Eine arme, alte Dame war ob dieser Verfügung sehr in Unruhe geraten. Sie kam zu mir und fragte: «Sie, Härr Kolonnenfiräär. Ich hab da was, das nicht immär mir gehärt hat. Ich habs aus Trimmern gezogen. Muss ich äs da lassen, wenn ich heim will?» Sie kramte aus einem kleinen Beutelchen einen alten, verbeulten Operngucker hervor. Ich zog mich aus der Sache, indem ich sie auf ihr Gewissen ver-wies.

Es war an einem Mittagshalt südlich Rastatt. Wir waren am Essen. Erregt trat ein Wagenschef (Verantwortlicher für die Insassen eines Wagens) zu uns und sagte: «Hören Sie, ein Kind ist tot. Was soll ich machen?»

Es war der einzige Augenblick während meiner ganzen Tätigkeit als Kolonnenführer, an dem ich mich insgeheim fragte: Bist du nicht doch zu jung für diese Aufgabe?

Ich rief den Arzt. Er bestätigte mir den Tod eines 20tägigen Säuglings, der schon seit Geburt sehr schwach gewesen war. Eigent-

lich hätte das Kind auf deutschem Gebiet begraben oder zumindest der Tod durch eine öffentliche deutsche Stelle bestätigt werden sollen. Konnte ich es einer Mutter zumuten, ihr Kind im fremden Lande zu lassen? War nicht die Kolonne für sie schon Schweizer Boden?

Das Kind wurde zwei Tage später in der Schweiz zu Grabe getragen. Im offiziellen Rapport steht: Frau X. entdeckte nach Uebertritt über die Grenze den Tod ihres Säuglings.

Unter Blinden ist der Einäugige König.

Nicht nur die Heimkehrer, auch die Chauffeure machten mir Sorgen. Es waren grösstenteils zuverlässige und routinierte Fahrer. Diese guten Eigenschaften gingen bei einigen schwarzen Schafen leider mit Disziplin und Anstand nicht immer parallel. Wir waren ja alle Zivilangestellte, es gab keine militärische Rangordnung, die den Verantwortlichen in seiner Befehlsgewalt durch entsprechende Strafkompetenzen gestärkt hätte. Man musste sich persönlich durchsetzen. Als einzige Massnahme war der Antrag auf Entlassung nach Abschluss der Fahrt möglich. Da aber das Rote Kreuz eine wohlthätige Institution ist, versteht jedermann sofort, dass es bei Entlassungen auf soziale Umstände besonders achten musste, womit der Qualität allerdings nicht immer gedient war. Der Verzicht auf Qualität erscheint uns noch verständlicher, wenn wir bedenken, dass das Unternehmen aus dem Boden gestampft wurde und seinem Wesen nach zur Existenz der Rentabilität nicht bedurfte, da es, wie der Staat, die nötigen Mittel einfach hatte.

Eine weitere grosse Gefahr für die Ordnung bei meinen Leuten waren die Frauen.

Einen erwischte ich einmal gerade dabei, wie er in der Nacht seine Holde in einem Lastwagen heimbrachte, weil sie zu spät war und als Deutsche zu dieser Stunde nicht mehr auf der Strasse verkehren durfte. Ein anderer führte auf seinem Wagen seine Logisgeberin zum Zahnarzt in die entlegene Stadt.

Weiter ist mir heute bekannt, dass seitens verschiedener Chauffeure Heiratsbegehren vorliegen. Ist's wahre Liebe? Ist's nicht unverdiente Bewunderung oder überschwängliches Mitleid? Ich selbst spürte es nur zu oft: man entging nur schwer der Gefahr, sich vergöttern zu lassen, vergessend, dass man seine reichen Möglichkeiten ohne viel persönliches Verdienst hatte, dass uns diese armen Habenichtse als etwas anschauten, das wir gar nicht waren. Sie hätten oft mehr Grund gehabt, an uns Kritik zu üben, als uns zu verherrlichen. Diese Erkenntnis aber kommt meist erst später, wenn man sich nach der Rückkehr in stiller Stunde mit unseren hiesigen Maßstäben misst.

«Passez, nom de dieu!»

Es war ein schöner Juninachmittag. Ich sass gerade beim schwarzen Kaffee in meinem Hotel in Rheineck.

Ein Telefonaufruf.

Auftrag: «Sie holen so schnell wie möglich Frau K. in die Schweiz zurück. Sie wird aus Familiengründen dringend zu Hause benötigt.»

Es war 6 Uhr französische Zeit, als ich die Grenze Richtung München passierte. 11 Uhr nachts erreichte ich die Ortschaft, in deren Umgebung das Haus der von mir Gesuchten stand. Wie sollte ich es jetzt, wo niemand mehr auf der Strasse sein durfte, finden? Da blitzte vor mir im Scheinwerferlicht etwas Helles auf. Es war ein weisses Damensöckchen, ein Damenschuh, ein Bein. Ich fuhr näher heran, und wurde zweier junger Mädchen, die sich hinter einem Busch versteckt hielten, gewahr. Sie stammelten mir auf Englisch Worte der Entschuldigung vor.

Warum sie englisch sprächen, wollte ich wissen. «Ja, sind Sie denn nicht Amerikaner?», kam die Antwort Jetzt begriff ich. Sie gewahrten an mir nur mein amerikanisches Hemd. Daher auch die Angst, nach dem Zapfenstreich von mir erwischt zu werden.

Ich hatte Glück, sie kannten meinen Schützling. Sie luden mich ein, in ihrem Hause zu übernachten. Die beiden, Schwestern, schliefen im ausgeräumten Hühnerhaus, da die amerikanische Kriegsordnung verlangt, dass kein Deutscher mit einem Amerikaner zugleich unter demselben Dache schlafen dürfe, und ihr Heim von den Amerikanern belegt war. Das hinderte mich als Schweizer jedoch nicht, eines der fünf im Hause noch freistehenden Betten für mich in Beschlag zu nehmen.

Zum Schlafen kam ich allerdings kaum. Die ganze Nacht wurde im Garten berichtet. Beide waren Studentinnen und verheiratet, die jüngere mit einem Arzt, die ältere mit einem Medizinstudenten. Beide Gatten befanden sich noch in der Kriegsgefangenschaft.

Die Sorge um ihre Männer war gross. Auch von ihren Eltern in der östlichen Zone fehlte jede Nachricht. Sie waren ganz auf sich angewiesen und fanden als Dolmetscherinnen Arbeit. Sie hatten ihre Sprachkenntnisse in einjährigen Aufhalten in Frankreich und England vor dem Kriege gefestigt.

Wie ich erfuhr, war mein Schützling, Frau K., vor einigen Tagen auf dem Fahrrad zu Verwandten 150 km weit weg gefahren. Am

nächsten Tage setzte ich die jüngere Schwester in meinen Wagen, damit sie mir behilflich sei, die gesuchte Frau zu erkennen, falls wir ihr auf der Strasse begegnen würden. Die Sache hatte allerdings einen Haken. Sie besass keine Papiere, die ihr erlaubten, den Wohnkreis zu verlassen. So mussten wir uns einmal mehr aufs Improvisieren verlegen. Einmal war sie my secretary, ein andermal my wife. Je nachdem, wie ich den mich kontrollierenden Posten einschätzte.

Wir hatten wieder Glück. Die Gesuchte war bei ihren Verwandten. Rasch entschlossen setzte sie sich in den Wagen und eine wilde Fahrt begann. Zuerst zu ihrem Wohnort zurück, wo ich meine Identifikationsgehilfin gesund ablieferte und ihr und ihrer Schwester versprechen musste, wiederzukommen.

Weiter ging die Fahrt, der Schweiz zu. Es war mittlerweile Nacht geworden.

Die Franzosen liessen niemanden aus ihrer Zone heraus, ohne ein Papier mit dem Stempel der Sicherheitspolizei. Dieser Stempel konnte täglich bis 18 Uhr eingeholt werden. Als ich zur Grenze kam, war es Mitternacht französischer Zeit.

Ich wollte keine Zeit verlieren. Der Fall war dringend. Auch ohne Stempel mussten wir durchkommen. Der diensttuende Korporal zeigte Verständnis und wollte mich gleich passieren lassen. Ich atmete auf, aber zu früh. Sein Vorgesetzter, ein Adjutant, trat zu mir, verlangte meine Papiere zu sehen und verweigerte darauf mit dramatischem Ausdruck kategorisch meine Ausreise.

Die folgende Diskussion wurde immer hitziger. Er hatte mich langsam so weit, dass ich verzichten wollte. Grossartig erklärte er mir, er wolle dafür sorgen, dass ich diese Grenze nicht mehr so schnell passieren könne. Darauf unvermittelt: «Passez!» Ich begriff anfänglich nicht, warum er mich plötzlich doch durchlassen wollte. Als er aber nochmals brüllte «Passez, nom de Dieu!», verschwand ich schleunigst.

44 Stunden nach Eingang des Auftrages konnte ich meine Aufgabe als gelöst melden. Die junge Frau war um 10 Uhr morgens bei ihren Eltern.

Theaterspiel auf Trümmerhaufen.

Mein Versprechen, die beiden Schwestern nochmals zu besuchen, konnte ich unerwartet drei Monate später einlösen. Ich hatte einen Kameraden bei mir und suchte sie, um Quartier bittend, auf. Nach herzlichem Empfang sagte die eine, ihre Männer seien wieder da, sie trage sich allerdings mit der Absicht, sich von dem ihren scheiden zu lassen. Seit er aus der Gefangenschaft zurück sei, ginge es nicht mehr. Er könne es nicht verstehen, dass sie als Dolmetscherin mit den Amerikanern mehr in Verkehr komme als andere Frauen, dass die Amerikaner sie gerne aufsuchen, weil sie wissen, dass sie ihre Sprache spricht.

«Dazu kommt noch», sagte sie, «dass ich von Geburt Preussin bin, er aber Bayer. Er benützt den politischen Gegensatz, um auch im Hause Streit anzufangen. Er geht sogar so weit, keine amerikanischen Zigaretten zu rauchen.»

«Das soll Sie aber nicht hindern, bei uns zu wohnen, jetzt, da wir wieder in unserm Hause leben dürfen!», fügte sie bei. Im Hinblick auf diese Lage wollte ich eigentlich auf das Quartier verzichten, war aber, als kein anderes zu finden war, doch froh, hier ein Dach über dem Kopf zu haben.

Wie es sich bei uns in der Schweiz gehört, machten mein Kamerad und ich Toilette, wir rasierten uns und zogen ein frisches Hemd an, da wir eine lange Reise hinter uns hatten. Hätten wir geahnt, dass wir damit einen Familienkrach heraufbeschworen, gerne wären wir schmutzig geblieben.

Meine beiden Kommilitoninnen waren hellbegeistert. Es sei ihnen seit sechs Jahren nicht mehr vorgekommen, dass ein Mann sich für sie schön gemacht habe, dass er für sie einen sauberen Kragen oder überhaupt einen Kragen anziehe. Diese Kleinigkeit mache sie alles Elend für einige Augenblicke vergessen.

Das alles kriegten die Ehemänner in anderer Form aufgetischt. Für meinen Freund und mich war die Situation sehr, sehr heikel.

Aber die beiden wollten noch mehr wissen. Wir mussten erzählen, wie man bei uns gut lebt, was für kleine Sorgen die Leute in der Schweiz haben. Sie schwärmten davon, sich wieder einmal für einen Abend herausputzen zu können, in schönen Kleidern an einen Anlass zu gehen. Erzählen sollten wir, wie es bei uns an einem Ball zugehe, oder noch besser, wir sollten mit ihnen eine Soirée durchspielen durchtheatern. Wir taten es nicht ohne Bedenken. War es nicht unfein, ihnen ihre traurige Lage noch mehr vor Augen zu führen?

Aber wir spielten mit. Schliesslich liebt es der Mensch, sein Leid für einige Augenblicke in einer Illusion zu vergessen.

* * *

Ich habe für diese Tätigkeit ein Semester geopfert. Rückblickend erkenne ich, dass nicht alles so war, wie es hätte sein sollen — auch der kritische Leser wird das bemerkt haben. Dennoch: In diesen sechs Monaten habe ich Dinge gelernt, von denen man an keiner Hochschule zu hören bekommt.